

Nr. 209 Bromberg, den 12. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(24. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Rottenmanner musterte die am Kai stehenden Leute, dann hob er den Hut mit der Spielhahnfeder und grüßte — winkte. Dort stand der kleine Ungar.

Er rief: „Hallo! Rottenmanner — hierher — hier bin ich!" und kam rasch den Sieben entgegen, ergriff die Hände und drückte sie herzlich. Zuerst dem Toni, dann dem Zinner, der verlegen mit dem Kopfe wackelte, dem Kralizek, der immer „Na so was — na so was!" murmelte, und den andern allen, bis er an den Hannes kam, der bescheiden, den Wolf an der Leine, im Hintergrunde stand. Freundlich gab ihm der Ungar die Hand.

„Du bist der Hannes? Ganz wie der Vater! Du wirst auch so groß und stark werden.."

Wolf zog in langen Atemzügen die Lufft ein. Er nahm Witterung — riß sich plötzlich los von der Leine und war mit einem großen Satz an Meszlényi heran. Er stieß ein hohes Gebell aus und sprang an dem Mann hoch. — Er hatte ihn erkannt!

Ladislaus betrachtete die Sieben. Ein frohes Leuchten kam in seine ernsten Augen.

„Leute", sagte er, „ich freue mich sehr, euch hier zu haben. Wir wollen gemeinsam eine neue, schöne, freie Heimat suchen. Wir fahren morgen. Das Jahr ist schon vorgeschritten. Der Winter kommt hier rasch und ausgiebig. Ich habe alles Nötige besorgt. Ich warte schon ungeduldig darauf, euch unser neues Reich zu zeigen. Anfangs werden wir in Zelten schlafen, später werden wir Blockhäuser bauen."

Der Fiederer lachte:

„Blockheiser? Dös könn' ma guat — so a rechte Holzknechthütten mit an großen Herd und so — die was schön warm is, wenn da Sturm draußen pfeift."

Ja, das konnten sie alle. Für gute Unterkunft würde in allernächster Zeit gesorgt sein.

Mister Pierson, auch ein Mann, der alles wußte, kannte, Auskunft geben konnte und hilfreich war, kümmerte sich um das Gepäck. Anstandslos wurde es ausgefolgt, da der Zolldampfer die Formalitäten schon tags zuvor auf hoher See erledigt hatte. Drei Personenautos waren da, in diese wurden die Männer aus Steier und der Hund geschoben. Mister Pierson kam mit einem kleinen Packwagen nach, und die Karawane setzte sich zur gemeinsamen Herberge in Bewegung.

Im Gasthof wurde ein ausreichendes Mittagsmahl mit Bier und schwarzem, heißem Kaffee vertilgt, dann gingen die Leute in ihre Zimmer, um sich für den morgigen Marsch zu rüsten.

In der Garage, wohin der Ungar den Rottenmanner führte, stand ein sehr großer Kriegslastwagen mit Anhänger.

„Mit dem werden wir morgen fahren", sagte Meszlényi. „Die Wege sind bis Ottawa gut, dann geht es abzweigend nach Norden, auf schlechten Waldwegen. Aber es ist doch möglich, durchzukommen. Später — in ein paar Jahren — werden wir eine Straße bekommen, wenn die Regierung sieht, was wir leisten. Solange wir den Nachweis der Leistung nicht erbracht haben, sind wir auf uns selbst angewiesen."

Der Wagen war teilweise schon beladen. Der Rottenmanner sah viele große Kisten, ein Faß Benzin, Zeltbahnen und Werkzeuge. Ein großer eiserner Kochherd war da und mächtige Röhren. Eine Anzahl zusammenlegbarer Schlafstellen, viele warme Decken und pelzgefütterte Schlafsäcke.

Meszlényi, der in der Zwischenzeit breiter und kräftiger geworden war, hatte immer noch den ernsten, sinnenden Ausdruck in den Augen, den der Rottenmanner so gern hatte. Aber um den Mund des Ungarn lag ein fester Zug von Willen und Entschlossenheit, ein Zug, der damals, am Berge des Todes, gefehlt hatte. Damals war er noch ein Knabe — heute stand hier ein Mann, der wußte, was er wollte.

„Ich habe Zeit gehabt und alles sorgfältig vorbereitet", sagte er zum Toni. „Wir werden mit allen Hilfsmitteln arbeiten. Wir werden uns im Frühjahr eine Säge aufstellen. Wir haben einen Motor für Licht und Kraft. Wir werden gemeinsam bauen und lernen. Hannes wird das Auto zu führen haben. Ich werde ihn darin ausbilden.

Im Frühjahr bauen wir Ställe für Vieh. Fleisch holen wir uns aus dem Wald, Fische aus dem See. Alle anderen nötigen Lebensmittel sind in den Kisten — Lebensmittel für mehr als sechs Monate. Der Gairinger wird alles übernehmen und verwalten, so wie damals.

Der Kralizek wird unsere Sachen in Ordnung halten. Man braucht viel im Wald.

Der Zinner und der Fiederer werden jagen, für Fleisch sorgen und für Pelzwerk.

Der Florian Rothschädel bekommt unser Vieh in Obhut."

„Und i?" fragte der Rottenmanner.

„Du wirst Führer über die andern sein — mit mir zusammen. Wir werden sehen, daß alles in Ordnung geht. Und wenn ich zeitweilig weg muß, dann wirst du als mein Stellvertreter das Lager führen."

„Aber Holz machen für die Hütten, dös derf i woll?" meinte der Rottenmanner. „J will genau so mitarwaten als wia die andern — so wia ma's g'macht ham' bei uns z' Haus im Schlag. Da war aner für den andern. Da hat's kan' Unterschied net geben in da Arwat. Das andere, daß i drauf schau, daß alles in Ordnung geht, dös ist selbstverständli. Dös mach' i scho, wenn der Herr auf mi Vertrauen hat."

Meszlényi sah dem Manne in die Augen. Dann sagte er ernsthaft:

„Ich glaube, es ist nicht nötig, daß wir uns per „Herr" ansprechen. Es war eine Zeit, wo du mir älterer Freund und Bruder warst. Ihr habt mich nicht verlassen — Blut und Tod haben uns zusammengeführt. Du wirst zu mir niemals mehr „Herr" sagen. Oder willst du, daß ich dich „Herr Rottenmanner" nenne? Du sagst zu mir „Ladislaus" und ich zu dir „Toni"."

Der Rottenmanner preßte die Hand des Jungen.

„I waß net, warum i dös vadient hab'", murmelte er bewegt, „aber was d' a haben willst von mir und die andern a — das kannst haben."

Wolf stand zwischen den beiden Männern, die ein bereits bestehendes enges Freundschaftsband erneuerten und festigten.

*

„Gott sei Dank, daß ma wieda auf da Erden stengan", seufzte der Rothschädel befriedigt. „A so a Schiff is ja ganz was Schenes, aber alleweil nur Wasser. — Mir is hiatzt nr ganz dumm von dem vüllen Wasser. I glaub', i hab' für a paar Jahrln genua vom Wasser g'segen."

„Dös Merkwürdige dabei is", sagte der Gairinger, „daß ma auf der ganzen Tour kan' anzigen Fisch net g'segen ham' — kan Karpfen und ka Forellen und a kan' Wallfisch net. Und weil ma schon von dö Fisch' reden — Herr, was is dös eigentli für a See, der was im Urwald steht? Kann ma da a fischen?"

„Und z'wegen dö Viecher, die was im Urwald san", erkundigte sich der Fiederer, „wann S' uns a wengerl aufklären täten, Herr — nur a so. Mir zwa, da Peter und i, mir holen uns dann scho dö Viecher aus'm Urwald."

Meszlényi lachte — ein vergnügtes, freies Lachen.

„Natürlich", sagte er, „alles ist da — Fische im See und Wild im Wald. Hechte, Barsche und Lachse. Ein starker Bach stürzt in den See, da sollen auch Forellen sein. Diese Fische sind den europäischen verwandte Arten, sehen nur ein wenig anders aus. Der Wald gibt wilde Kaninchen, Hasen, Truthühner, Rehe und Hirsche, auch Wildsauen, nur ein wenig kleiner als bei uns. Zeitweise kommen aber auch stärkere Tiere aus dem Norden, wenn der Winter oben zu hart wird. Raubwild ist genug da — Füchse, graue, rote und schwarze, Wildkatzen und Marder. Auch der Luchs kommt vor, kleine Waschbären und schwarze Bären, Skunks — Stinktiere —, vor denen man sich hüten muß. Dann kommen im Herbst die Wasservögel, Gänse und Enten und anderes Getier. Mit einem Wort: ihr zwei Jäger werdet genug zu tun haben!"

Mit glänzenden Augen hatten die Gebirgler diesem Bericht gelauscht. Der Fiederer hieb vor Freude die Faust auf den Tisch. „Hurra!" schrie er, „dös laß i ma g'fallen! Wild g'nua und ka Forstmasta net!" Er zwinkerte dem Zinner zu. „Is do guat g'wesen, daß ma unsere Büchserln mitg'nommen ham'."

Meszlényi nickte freundlich. Dann stand er auf.

„Jetzt werden wir dem Wolf eine Frau geben!" sagte er. Er ging hinauf in sein Zimmer und kam bald mit einer großen, wunderbar gebauten Schäferhündin zurück.

Als er mit dem Tier eintrat, fuhr Wolf wie ein Teufel unter dem Tische hervor. Er duldete keinen Hund in seiner Nähe. Mit einem Sprung war er bei der Hündin, bereit, ihr das Genick zu zerbrechen.

Es war eigenartig, wie Lila, die Hündin, diesen unfreundlichen Empfang quittierte. Sie stand, rührte sich nicht — nahm überhaupt von Wolf keine Notiz. Ganz große Dame, wünschte sie keine Bekanntschaft. Wolf bremste mitten im Sprung, kam auf die Beine und machte ein äußerst dummes Gesicht. Dann näherte er sich zierlich und umwedelte die neue Gefährtin. Die Sieben lachten, was das Zeug hielt. Es war zu drollig, wie der mächtige Hund den verliebten Anbeter spielte.

Der Fiederer stieß den Rothschädel an.

„Na — Florl", sagte er tückisch, „kriagst net a bissel Heimweh nach deiner Kathel, wannst dös siagst?"

Der Rothschädel brummte:

„Halt's Maul, du Lackel — kümmer di um deine eigenen Sachen . . ."

*

Im Dreißigkilometertempo rollte der mächtige Lastwagen mit dem hochbepackten Anhänger die Straße nach Ottawa zu. Es war neun Uhr vormittags, als die Neusiedler Montreal verließen. Die Herbstsonne schien, blauer Himmel wölbte sich über den Männern und machte sie froh und erwartungsvoll.

Meszlényi saß am breiten Führersitz, neben ihm der Rottenmanner und der Hannes. Der vierrädrige Anhänger stand unter der Obhut des Gairinger, der den Beifahrerplatz eingenommen hatte. Im Munde die Pfeife, plauderte er vergnügt mit den Gefährten im vorderen Wagen. Er hatte die Hand an der Bremsvorrichtung — Meszlényi hatte ihm Unterricht im Bremsen erteilt, bevor sie Montreal verließen. Der Sepp paßte genau auf, aber bis jetzt hatte er keine Gelegenheit, die erworbenen Kenntnisse zu verwerten.

Im Zugwagen hatten sich der Fiederer, der Zinner, der Rothschädel und der Kralizek gute Sitzplätze gebaut. Sie saßen auf Kisten, und die beiden Hunde lagen auf einer Decke zu ihren Füßen.

So rollte der Transport fast unhörbar über die Asphaltstraße. Sie war vier Wagen breit, spiegelglatt und schnurgerade. Knatternd und fauchend fuhren große Überlandwagen in entgegengesetzter Richtung.

Sehr selten begegnete man Fußgängern. Die Leute, die auf dieser Straße zu Fuß gingen, hatten alle den Stempel des Vagabunden an sich. Zerlumpt und den Schnappsack auf den müden Rücken, so zogen sie vorbei. Sie blickten nicht auf. Sie sahen nur die schwarze Straßendecke, sie gingen eilig, mit gesenktem Kopfe, als ob sie etwas suchen würden, das sie verloren hatten. Frauen sah man nie. Nur Männer wanderten.

Das Land ringsum zeigte hohe Kultur. Bebaute, ausgedehnte Felder und Obstanlagen begleiteten die Autostraße. Im Norden zeigte sich als ein dunkler Strich der Wald. Dort war das Land, das sie erschließen sollten. Der Toni dachte eine Zeitlang nach, dann meinte er:

„Wenig Anwesen siagt ma. Es kommt ma rein für, als ob da no a Menge Platz war für Leut, die was arwaten können."

Meszlényi nickte.

„Ja — Platz genug. Hier, in dieser Provinz, die Quebeck heißt, kommen von der Einwohnerschaft zwei Menschen auf den Quadratkilometer Land. Im Norden ist es noch viel schlimmer. Da kann man tagelang wandern, ehe man auf eine Menschenseele trifft. Das ist natürlich nicht gut und doch wieder gut. Für Männer wie wir, die wir neu beginnen, ist es besser, wenn wir in unserer Arbeit nicht gestört und nicht beachtet werden. Viele Menschen gibt es hier, die sich an den neuen Mann, an das „Grünhorn", herandrängen und ihn zugrunde richten. Überhaupt, sage den Leuten, daß sie mit Fremden immer sehr vorsichtig sein sollen. Andererseits sind Menschen, die in diesen Wäldern hausen, oft auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Ich weiß nicht, ob wir schon Nachbarn haben. Die sitzen aber immer stundenweit entfernt. Ist der Nachbar in Not, so muß man helfen, was in den Kräften steht. Das ist hier Gesetz — ungeschriebenes Gesetz —, an das wir uns immer halten werden."

Der Wagen lief stetig und unaufgehalten seinem Ziele zu. In der Ferne tauchten die Umrisse einer großen Stadt auf. Zahlreiche Fabrikschornsteine standen am Horizont. Der Verkehr wurde dichter und dichter.

Die Felder und Obstanlagen wurden von großen Gemüsegärten abgelöst. Warmhäuser mit blinkenden Fensterscheiben standen rechts und links der Straße. Die Menschen arbeiteten fleißig, in den Gärten waren viele Männer beschäftigt — Frauen sah man nicht.

„Ja", sagte der Ungar, „hier in diesem Lande arbeiten nur die Männer. Die Frauen arbeiten nicht, oder doch nur in ihrer Häuslichkeit. Überhaupt ist es ein Land mit vieler Männern und wenig Frauen."

Die Vororte von Ottawa wurden durchfahren. Meszlényi fragte, ob man halten solle, um einen Imbiß zu sich zu nehmen. Aber alle waren von dem Wunsche erfüllt, vorwärts zu kommen. So vermied der Ungar die großen Hauptstraßen, streifte Ottawa im nördlichen Teil und kam an die Landstraße, die nach dem Norden führte. Sie hatten von Montreal bis hierher vier Stunden gebraucht. Es war ein Uhr mittags, als sie Ottawa verließen, um den Wäldern entgegen ihren Weg zu suchen. Die Landstraße führte sie zuerst durch kultiviertes, besiedeltes Land. Schwach besiedelt, aber sorgsam bearbeitet. Schließlich kamen sie über die letzten Höfe hinaus. Baumgruppen näherten sich mit mächtigen Bäumen, Ahornen, kanadischen Pappeln und Rotbuchen. Dazwischen Wiesenflecken und kleines Buschwerk, das immer mehr bis an die immer ungepflegter werdende Landstraße heranrückte. Sie fuhren noch etwa zwei Stunden, als der Gairinger vom Beiwagen her rief:

„Anhalten! — Hier is a recht's Platzerl zum Futtern! Denen Burschen hängt eh schon da Magen außi. — Hiatzt kimm i dran."

Er hatte recht. Meszlényi hielt an einer wunderschönen Waldwiese. Da war ein kristallklarer Bach mit Wasser. Die Bäume rauschten, und die Nachmittagssonne spielte zwischen Stämmen und Blattwerk. Hier wollte man rasten. Der Gairinger sprang vom Wagen.

„Steigts abi, Mannerleut! — Hiatzt mach' ma uns a Fujer, und dös andere, dös mach i!"

— — — — — — — — — — — — —

Der Sepp Gairinger war in seinem Element. Unbestritten übernahm er das Kommando über die sechs. Die hatten den Wagen verlassen und dehnten ihre von der langen Fahrt steifen Glieder in der Sonne. Für Meszlényi wurde rasch eine provisorische Sitzgelegenheit geschaffen. Der Gairinger sagte:

„Wann S' ma a Freud machen wollten, Herr, so bleiben S' da sitzen und tuan S' zuschauen, was für a Zauberer der Sepp Gairinger is."

(Fortsetzung folgt.)

Die Veränderung der Natur.

Mutter Erde wechselt ihr Gesicht.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

In langen, weit hinter uns liegenden Zeitläuften haben gewaltige Veränderungen der Erdoberfläche stattgefunden. Große Festländer entstanden und verschwanden wieder. Meere überfluteten festes Land oder ließen aus ihrem Schoß wieder Land auftauchen. Lebewesen sind mit den versinkenden Festländern zugrunde gegangen, auf den neu erstandenen haben sich Pflanzen und Tiere mit neuen Formen angesiedelt.

Die Frage, ob die jetzige Gestalt der Erdoberfläche ihre endgültige ist, beschäftigt uns nicht allzu sehr. Wir sind gewohnt, unsere Mutter Erde als etwas Festes, ewige Dauer Versprechendes anzusehen, wenn sie auch manchmal durch unterirdische Gewalten wie von Krämpfen geschüttelt wird. Aber Vorgänge, wie sie in früheren Zeiten der Erdgeschichte sich in größtem Maßstabe abspielten, wiederholen sich auch jetzt noch, wenngleich in kleinerem Umfang. Inseln tauchen aus dem Meere und verschwinden wieder. Hier sinkt eine Küste langsam, aber unaufhaltsam hinunter und kann nur mühsam durch Dämme geschützt werden, während andere Küsten dauernd emporsteigen. Die Bedeutung dieser Vorgänge kommt uns nur nicht so sehr zum Bewußtsein, weil sie sich langsam in großen Zeiträumen vollziehen.

Der Mensch, wenn er auch schon seit Jahrhunderttausenden diese seine Erde bewohnt, hat wenig auf die Veränderung ihrer Oberfläche eingewirkt. Mit dem verglichen, was an Umwälzungen in früheren Zeiten vor sich gegangen ist, handelt es sich um geradezu winzige Veränderungen, wie die Verbindung zweier Meere durch einen Kanal, die Aufstauung wasserreicher Flüsse zu Seen ... Weitaus größer sind schon die Veränderungen, die der Mensch durch Niederschlagen und Ausrodung der Wälder vornahm. Sie bedeckten einst einen großen Teil aller Länder. Die Rodung wurde notwendig, als die Nomadenstämme sich seßhaft machten und zu ihrer Ernährung Getreide anbauen mußten. Das junge Paar, das den Hausstand begründen wollte, nahm so viel Waldboden an sich, wie es bebauen konnte. Dieser Vorgang wiederholte sich, je mehr die Bevölkerung anstieg, und hat sich zum Beispiel in Nordamerika bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Neben diesem notwendigen Vorgang ging aber noch eine greuliche Verwüstung der Waldbestände einher, die ein trauriges Beispiel dafür bietet, was der Eigennutz verschuldet, wenn er über den Gemeinnutz gestellt wird. Große Wälder wurden niedergeschlagen, um zu Geld gemacht zu werden. Das ist auch in Deutschland geschehen. Die Folgen offenbarten sich am deutlichsten und schnellsten in den Gebirgen. Denn das vom Himmel fallende Naß, das einst der Wald mit seinem Unterholz und Bodenbelag aufgesogen hatte, um es langsam absickern zu lassen, rauschte nunmehr, durch nichts aufgehalten, rasch die Berghalden hinunter, riß Geröll und Bäume mit sich fort und verwandelte Flüßchen in reißende Ströme, die weithin fruchtbares Ackerland überschwemmten. In der Ebene zeitigte die Vernichtung eines Waldes manchmal die entgegengesetzten Formen: Sie ließ das Grundwasser so ansteigen, daß es Wiesen in Moräste und Ackerboden in einen See verwandelte.

Große, zusammenhängende, von Menschen noch nicht angetastete Urwälder gibt es auf der Erde nur noch wenige. Zu den bedeutendsten gehört der im innersten Afrika das Stromgebiet des Kongo bedeckende Urwald, der, noch wenig erforscht, nur den Nomadenstämmen der Zwergvölker die Möglichkeit des Unterhalts bietet. Er ist so undurchdringlich, daß dort eine Giraffenart, das Okapi, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts verborgen bleiben konnte. Noch größer dürfte der Urwald sein, der das Stromgebiet des Amazonas von den Quellflüssen bis zur Mündung begleitet. Die kleinen Lichtungen, die von den dort hausenden Eingeborenen geschlagen wurden, beeinträchtigen sein Antlitz nicht. Dagegen sind die unermeßlichen Wälder, die das westliche Nordamerika und Kanada bedeckten, schon bedenklich gelichtet. Weite Strecken wurden im Laufe der letzten Jahrzehnte von Erwerbsgesellschaften, die Tausende von Holzfällern in ihre Dienste nahmen, kahl geschlagen. Was die Natur durch Jahrhunderte aufgebaut, hat man in wenigen Stunden vernichtet. Wieder aufzuforsten und an die Zukunft zu denken, fiel niemand ein.

Die schärfsten Eingriffe hat die Tierwelt erlitten. Sehr bald schwang sich der Mensch mit Hilfe seiner Waffen und Fanggeräte zum Beherrscher auf. Von der Abwehr gefährlicher Pflanzenfresser, die ihm zur Nahrung dienten, verstieg er sich bald zur zwecklosen Vernichtung zahlreicher Arten. Einen langen Leidensweg hat die Tierwelt durchlaufen. Auch hier muß man unterscheiden zwischen den notwendigen und den mutwilligen Angriffen auf die Fauna. Zu den ersteren gehört die Verdrängung der großen Pflanzenfresser, Auerochs, Wisent, Wildpferd und Elch zugunsten der Bodenkultur. Diese Tiere wichen zum größten Teil in die damals noch menschenleeren Gebiete des Ostens aus, teils wurden sie erlegt. Auch eine Reihe anderer Tierarten, die sich mit der Kultur unseres Ackerbodens nicht vertrugen, ist dieser Entwicklung zum Opfer gefallen, wie Bären und Wölfe, vor denen unsere Herden geschützt werden mußten.

Einen ganz anderen Charakter trugen die Eingriffe, die sich der Mensch ohne zwingende Ursache erlaubte, wie die Vernichtung der gewaltigen Bisonherden in Nordamerika. Dieser Schandfleck in der Geschichte der Kultur erinnert an den Obersten Cody, bekannter unter dem Namen „Buffalo Bill". Schon früher wurden die im Herbst und Frühjahr ihren Standort wechselnden Herden von den Indianerstämmen gezehntet. Aber die Rothäute töteten nicht mehr, als sie zu ihrem Unterhalt bedurften, und der jährliche Zuwachs glich den Verlust wieder aus. Erst den Weißen blieb es vorbehalten, diese prächtigen Tiere bis auf geringe Reste hinzuschlachten. Den Beginn machte Buffalo Bill, der es übernommen hatte, die Arbeiterkolonnen, die den ersten Schienenstrang durch die Prärie legten, mit Fleisch zu versorgen. Er schoß schon weitaus mehr Büffel, als erforderlich waren. Nach ihm brachen Horden von Schießern über die Prärien hinein und knallten alles nieder, was ihnen vor die Büchse kam. Die Kadaver blieben ungenutzt liegen. Und so groß war ihre Menge, daß Fabriken zur Verwertung der Knochen errichtet werden konnten und Jahre hindurch Beschäftigung fanden ...

Die Vervollkommnung der modernen Schußwaffen reizte förmlich zum Mißbrauch. Sehr spät erst, nachdem schon entsetzliches Unheil angerichtet war, rang sich die bessere Erkenntnis durch. Aber noch sind nicht überall Maßregeln getroffen, die Schießwut einzudämmen. Deutschland ist da mit gutem Beispiel vorangegangen. Es hat schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts durch Jagdgesetze die ersten Schranken gesetzt, den meisten Wildarten Schonzeiten und vielen Tierarten völlige Schonung gewährt. Diese Bestrebungen wurden gefördert durch die verständnisvolle Mitarbeit des deutschen Weidwerks, und den würdigen Abschluß der Entwicklung bildet das neue Reichsjagdgesetz. Es hat sogar schon dazu geführt, daß Wildarten, die dem deutschen Wald unwiederbringlich verloren zu sein schienen, wieder eingebürgert werden konnten.

Unter dem Lichtzünden.

Von E. G. Kolbenheyer.

Zum erstenmal bricht frühe Nacht herein
Und überfällt mein Buch. Mir bangt die Hand
Zurück noch von der Lampe. Letzter Schein
Des Tags, der zwischen Herbst und Sommer stand.

Wie drängst du in das Schriftwerk, traumverhangen!
Du dunkler Vogel, der den Fittich breitet,
Wohin schlägt dein eratmendes Verlangen?
In neue Lande, grenzenlos geweitet —

Zurück an längst versunkene Gestade,
Von denen meine Segel rüstig strebten?
Birgst du mir eine neue Lebensgnade,
Herbst, Herbst! Bist du nur Abglanz des Gelebten?

Noch schweigt die Lampe. Nur der letzte Schein
Des Tags, der zwischen Herbst und Sommer steht,
Erfüllt mich tief. Noch bist du reifend mein,
Sommer, noch mein!
Ehe das Laub verweht,
Soll eine Ernte treu geborgen sein.

Gelnhausen.

Die Stadt des Barbarossapalastes.

Von Rudolf Herzog.

Die kleine Stadt an der Kinzig ist eine Stätte großer Erinnerungen. Aus der in Geschichte und Dichtung gleich gefeierten Reichsstadt Gelnhausen wurde eine Kreisstadt des Regierungsbezirks Kassel. An dieser Stätte erzählt jeder Stein vom Wandel der Zeiten. Noch steht die Ringmauer, noch umkreisen wehrhafte Wälle die Stadt, und Türme und Tore lugen aus und lugen doch nur ins rückwärtige Leben. Der Hexenturm, der Halbmondturm, der Buttenturm — der Geist des Mittelalters weht dich aus den Namen an. Bis in 12. Jahrhundert stoßen die Grundmauern des romanischen Ratshauses, und Fürstenhaus und Johanniterhaus sind angefüllt mit den Geschehnissen der Jahrhunderte. Über alle hinaus die märchenschöne Kaiserpfalz.

Kaiser Friedrich Barbarossa erbaute sich den Palast auf einer Insel der Kinzig, als er das Erbe des ausgestorbenen Gelnhäuser Grafengeschlechts in seine Hohenstaufenhände nahm. So schnell wuchs die Siedlung zur Stadt und zur Reichsstadt, daß nach wenigen Jahren ihres Bestehens einer der wichtigsten Reichstage deutscher Geschichte nach Gelnhausen gelegt wurde, der Reichstag, der Heinrich den Löwen des Landes Sachsen verlustig erklärte und den furchtbaren Kampf zwischen Welf und Waibling auf des Messers Schneide stellte. Und so wertvoll war die Stadt, daß sie der Geldnot von Kaiser und Fürsten in den folgenden Jahrhunderten als herrlichstes Pfand erschien und so rasch die goldheischenden Gläubiger wechselte, daß auf den Wegen von den einen zu den anderen die Reichsfreiheit in Verlust geriet und trotz des Aufgebots des Reichskammergerichts nicht wieder aufgefunden werden konnte.

Mit diesem Verlust war das Geschick der Stadt besiegelt. Was übrig blieb an drängendem Leben, wurde von den Soldatenhorden des Dreißigjährigen Krieges in Grund und Boden gestampft, geplündert, verwüstet, in Schutt und Asche gelegt. Vor mir liegt der Schweinslederband des Simplicius Simplicissimus. Ein Gelnhäuser Kind, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, schrieb diesen eigenartigen Abenteuerroman, in dem er neben den eigenen wechselvollen Erlebnissen die schärfsten Sittenbilder der greuelvollen Zeit und ihrer Gesellschaftsklassen entwarf, die das deutsche Schrifttum aus jenem traurigsten Abschnitt deutscher Geschichte besitzt. So erwuchs aus den Ruinen der Stadt die erste, unvergängliche Blume.

Aus den Ruinen. Über die Kinzigbrücke wandern wir und schreiten hinein in die efeuumsponnene Trümmerwelt des Barbarossapalastes, und der rote Sandstein glüht aus dem Grün hervor wie ein Märchen in der Abendsonne. An den hohen Fenstersäulen ruht unsere Stirn, und der Blick weiß nicht, wohin zuerst, und läßt sich fesseln und gefangennehmen von dem wilden Schönheitsgruß der Vergangenheit. Von den Resten der Burgkapelle schweift das verwirrte Auge hinüber und herüber zu der turmgeschmückten Pfarrkirche des 13. Jahrhunderts, aufgebaut so hoch da droben, und verliert sich dennoch widerstandslos an die Märchenpracht der zerborstenen Kaiserpfalz. Nein, zu den Glanzzeiten der Reichsstadt vermochte Gelnhausen nicht schöner zu sein, wie es heute ist.

Was es heute ist, sagt uns das Denkmal des Gelnhäuser Stadtkindes Philipp Reis, der im Jahre 1860 das erste elektrische Telephon erfand und der jungaufblühenden Industrie der Stadt den ersten Anschluß an die alte Bedeutung, an das Neuland des dämmernden Tages schuf. Und ein heilkräftiges Solbad schenkt den Bürgern Jugend und jungen Mut, im aufdämmernden Tag die Sonne zu suchen.



Bunte Chronik



Heldentod im Dienste der Wissenschaft.

Ein seltenes Beispiel heldenhafter Selbstbeherrschung und Energie im Dienste der Wissenschaft gab der amerikanische Arzt Dr. Rufus Choate, der dieser Tage 89jährig in Washington starb. Dr. Choate litt an einer so gut wie unbekannten Hautkrankheit, die er selbst für absolut unheilbar und tödlich hielt. Um der ärztlichen Wissenschaft genaues Material zum Studium der Krankheit an die Hand zu geben, hat der alte Mediziner bis in seine letzten Lebensstunden hinein ausführliche Beobachtungen an sich über den Verlauf der Krankheit vorgenommen und diese in genauen Aufzeichnungen niedergelegt. Alle Qualen seiner letzten Lebenstage hielten ihn nicht davon ab, den Krankheitsverlauf bis in alle Einzelheiten festzuhalten. Der Arzt beobachtete im Anfangsstadium der Krankheit, wie sich seine Haut allmählich pergamenten zu färben begann und schließlich braun wurde. „Mein Körper ist ein Schlachtfeld feindlicher Kräfte“, schrieb er noch drei Stunden vor seinem Tode, „Abgesehen von meiner tödlichen Hautkrankheit jedoch befindet sich mein Körper in ausgezeichneter Verfassung. Meine Kräfte sind noch frisch und unverbraucht und mein Herz schlägt in ruhigem Gleichmaß“ Erst als der Verlauf der Krankheit so weit vorgeschritten war, daß die Hautatmung fast gänzlich aufhörte, war dem Sterbenden die Möglichkeit genommen, noch weiter seine Beobachtungen aufzuzeichnen.



Lustige Ecke





„Ach, Herr Matrose, ich habe ein klein bißchen Wäsche, könnte die nicht gleich mit hinaufkommen?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.